

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 19 (1936)
Heft: 20

Artikel: Zur Geschichte der historischen Religionskritik [Teil 1]
Autor: Meyer-Luguau, Cläre
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Geschichte der historischen Religionskritik.

Von Cläre Meyer-Lugau.

Eine philosophische Kritik der Religion gab es schon im klassischen Altertum. Tausend Jahre und länger vor unserer Zeit wurde nach der Möglichkeit der Existenz der Gottheit gefragt und die einzelnen Dogmen (Lehren) der Religion durchdiskutiert. Es fiel aber keinem ein, nach den geschichtlichen Quellen der religiösen Lehren und Vorstellungen zu fragen. Die historische Kritik der Religion ist ein sehr junger Zweig der Religionswissenschaft; ein Kind der abendländischen Kultur und des 19. Jahrhunderts. Das hat seine soziologischen Ursachen.

Das 19. Jahrhundert ist das Zeitalter der grossen technischen Erfindungen auf dem Gebiete der Industrie. Die Durchindustrialisierung der Produktion schafft eine neue Gesellschaftsordnung. Das aufstrebende Bürgertum, politisch wie gesellschaftlich vom Adel degradiert, führt seinen Kampf gegen den Feudalismus auch mit geistigen Waffen; diese Waffen liefert die aufblühende Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft.

Das oppositionell-revolutionäre Bürgertum begreift: Die Befreiung von der Bevormundung des Adels kann nur erreicht werden, wenn auch die Kirche bekämpft wird. Unbewusst, aber zielsicher setzt die historische (geschichtliche) Religionskritik ein. Diese Kritik ist noch keine historisch-materialistische, sondern eine bürgerlich-ideelle. Protestantische Theologen, lockerer in das Gefüge ihrer Kirche eingespannt als die Katholiken, in ihrer Weltanschauung irre geworden, stellen sich der oppositionellen Bürgerschaft zur Verfügung. «Es sind die Priester, die den Göttern den Garaus machen», spöttelt Heine in den Tagen der jungen Religionskritik.

Es ist verständlich, dass man nicht gleich mit der Erforschung der gesamten Menschheitsreligion begann, nicht nach den «Quellen» der Religion überhaupt fragte. Die Haut lag näher als der Rock. Man begann in Europa mit der abendländischen Religion des Christentums und widmete sich dem christlichen «Offenbarungsbuche», der Bibel. Auch nicht der gesamten Bibel, sondern zuerst einmal dem Neuen Testament. Man fragte nach der historischen Echtheit dieser Quelle, nach der historischen Existenz des christlichen Religionsstifters Jesus von Nazareth. Die «Leben-Jesu-Forschung», die heute schon Folianten füllt, ist ein besonderes Kapitel der Religionswissenschaft, bedarf einer besonderen Berücksichtigung, weil

können ebenso leidenschaftlich hassen, wie sie zu lieben imstande sind!

In der Kirche.

Eines der Leitmotive der österreichischen Sozialdemokratie war das alte Wort: Religion ist Privatsache. Wir haben in unseren Reihen Freidenker und religiöse Sozialisten, Konfessionslose, Katholiken, Protestanten und Juden gehabt. Wie einer zu seinem Gott stand, hatte er mit sich selbst auszumachen.

Jetzt, im christlichen Oesterreich ist das anders geworden. Nicht der Gekreuzigte herrscht, wohl aber Pfaffen und Pfaffenknechte. Der obligatorische Beichzettel wird vielerorts wieder eingeführt, in Graz müssen Absolventinnen des Gymnasiums auf Anordnung des dortigen Bischofs vor ihrer Zulassung zur Maturitätsprüfung das ärztliche Zeugnis der Jungfrauenschaft beibringen, selbst weltliche Krankenschwestern werden kaserniert, ihr regelmässiger Kirchenbesuch und die Lektüre der führenden klerikalen Zeitung kontrolliert...

Aber selbst der Kirche wird angst und bang vor ihrem Bündnis mit dem Blut- und Schmutzregime. Prälat Dr. Schmidt hat kürzlich in einer Männerpredigt in der Wiener Rochuskirche seinem Herzen Luft gemacht:

«Alles, was sich in der letzten Zeit in Oesterreich ereignet, gereicht dem Christentum zur Schande, weil es unanständig und in seinen Auswirkungen kircheneindlich ist.»

Sehr richtig! Aber es wird den Herren im Talar, die im Fe-

sie jahrzehntelang die einzige bürgerlich-historische Religionsforschung und -Kritik überhaupt ist.

Von Hume in England ausgehend, ist es kein geringerer als Gotthold Ephraim Lessing (1729—1789), der sich um die Lösung des Evangelienproblems müht. 1787 schrieb er ein Buch: «Neue Hypothesen über die Evangelien als bloss menschliche Schriftsteller betrachtet.» Schon der Titel sagt, dass dieser grosse Geist mit der Anschauung der Kirche, die Evangelien seien «Offenbarungsbücher», bricht. Die vielen Widersprüche der Evangelien sucht Lessing daher zu erklären, dass die Evangelisten ein aramäisches Original willkürlich interpretierten. Lessing erlebte die Auswirkung seiner ketzerischen Ansichten nicht mehr, da das Buch erst in seinem Todesjahr herauskam.

Als eigentlichen Vorläufer der modernen Religionskritik muss man jedoch Johann Gottfried Herder (1744—1803) ansprechen. Einer der einflussreichsten theologischen Schriftsteller von klassischer Bedeutung. Herder lässt 1775 eine Schrift erscheinen: «Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neueröffneten, morgenländischen Quelle». Herder, durchaus noch gläubiger Theologe, anerkennt die ersten drei Evangelien, die man synoptische (griech. zusammengefasste, weil sie trotz der Widersprüche gemeinsame, gleichlautende Stellen haben) nennt, als historische Quellen an, gibt aber schon das Johannisevangelium als eine heidenchristliche Lehrdichtung preis, die keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit erheben könne. Mit dieser Schrift wird Herder zum Pionier des Theologen David Friedrich Strauss (1808—1874), der als eigentlicher Vater der historischen Religionskritik anzusehen ist.

1835 erscheint in Deutschland das Werk von Strauss «Das Leben Jesu». Das Buch schlug ein wie eine Bombe. Es wurde nicht nur in Fachkreisen gelesen und diskutiert, es

Wer

mit der Reaktion die geistige Abwertung fördern will, lässt das Rundschreiben des H. V. unbeantwortet! gibt es solche Freidenker?

Wir hoffen nicht. Wir erwarten die Antwort der Leser bis spätestens 30. Oktober. Wir müssen uns entscheiden. Die Antwort liegt bei Euch, Gesinnungsfreunde!

bruar 1934 die Waffen segneten, die sich gegen wehrlose Frauen und Kinder richteten, verteufelt wenig nützen, wenn sie jetzt so himmlisch gerecht tun. Kirche, Klerikalismus und Faschismus sind in Oesterreich eine Dreieinigkeit, die durch das Blut des Volkes zusammengekittet ist!

Freigeistiger Merkspruch.

Im Christentum kommen die Instinkte Unterwerfener und Unterdrückter in den Vordergrund: es sind die niedersten Stände, die in ihm ihr Heil suchen.

Nietzsche.

Haben Sie Vorsorge getroffen,

dass bei Ihrem Ableben die Bestattungsfeier in freigeistigem Sinne vor sich geht?

Eine diesbezügliche letztwillige Verfügung sichert dies.

fehle auch in keinem «gebildeten» bürgerlichen Hause. Strauss stellt als erster die gemeinverständliche Frage: sind die Evangelien, wie sie in der Bibel enthalten sind, eine historische Quelle? Was wissen wir vom Stifter der christlichen Religion überhaupt? Und Strauss' Urteil ist vernichtend! Er entlarvt die Evangelien der Bibel als Tendenzdichtungen, aus verschiedenen Zeiten und Anschauungen stammend, die als Erkenntnisquellen vor dem Forum der Geschichte keine Gültigkeit haben. (Schluss folgt.)

Der Mythos von Blut und Rasse.

Auf der letzten Olympiade in Berlin hatten die «minderwertigen» Rassen — Neger und Japaner — entscheidende Siege zu verzeichnen. Das wäre an sich noch kein Argument gegen die Rassenlehre; man brauchte nur die geistigen Qualitäten der Menschen als unvergleichlich höher einzuschätzen denn jene körperlichen Qualitäten, die in sportlichen Rekorden sichtbar werden. Doch es ist bezeichnend, dass gerade in dem Lande, wo der Mythos von Blut und Rasse nachdrücklich verkündet wird, die körperliche Qualifikation des Menschen — schon aus militärischen Gründen — höchstes Ansehen genießt.

Gegen diesen Mythos werden von verschiedenen Seiten Einwendungen erhoben. International orientierte Organisationen nehmen dagegen Stellung, weil Rassenvorurteile ihrem innersten Prinzip widersprechen. So wendet sich z. B. die christliche Lehre mit ihrer Heilsbotschaft an alle Rassen — «Gehet hin und lehret alle Völker!» — und wertet den Glauben höher als anthropologische Unterscheidungsmerkmale. (Was natürlich die christlichen Kirchen nicht hindert, in der Kolonialpraxis der «höheren» europäischen Rasse, von der schliesslich auch ihre Missionstätigkeit finanziert wird, eine Vorzugsstellung einzuräumen.)

Auch der internationale Sozialismus muss sich prinzipiell gegen die Lehre von den minderwertigen Rassen verhalten, denn die unterdrückten Schichten aller Länder haben ein gemeinsames Interesse daran, ihre Rechte gegen die den verschiedensten Rassen angehörenden Ausbeuter durchzusetzen. Sie erkennen — sofern sie sich ihrer Klassenlage bewusst geworden sind — dass die herrschende Klasse den Rassenhass fördert, um die natürliche Schicksalsgemeinschaft des Weltproletariats zu sprengen. Tatsächlich ist es dem internationalen Kapital vielfach gelungen, den besser bezahlten weissen Arbeiter gegen den farbigen Lohndrucker zu mobilisieren.

Was sagt nun die unvoreingenommene Wissenschaft zu den bestimmten politischen Interessen dienenden Rassenlehren? Zunächst wäre festzustellen, dass der Begriff der Tierrassen nicht einfach auf den Menschen übertragen werden kann. Bei den Tieren ist zu der durch Klima und Lebensweise bedingten natürlichen Auslese bestimmter Rassenmerkmale eine durch den Menschen systematisch betriebene künstliche Zuchtwahl hinzugetreten, was am deutlichsten bei den verschiedenen Hunderassen zu erkennen ist.

Diese Rassen sind zu ganz bestimmten Zwecken gezüchtet worden und im Interesse der Erhaltung der Rassequalitäten werden Kreuzungen absichtlich vermieden (manche Rassen verdanken übrigens ihr Vorhandensein gewissen glücklichen Kreuzungen). Jedenfalls ist es schon bei Tieren sinnlos zu fragen, welche Rasse «mehr wert» ist, denn es kommt ja darauf an, welche Leistung man erwartet. Man kann z. B. Jagdhunde auf ihre Tauglichkeit prüfend vergleichen, desgleichen etwa Polarhunde, aber man kann nicht fragen: Welches ist der «bessere» Hund, der Jagdhund oder der Polarhund?

Gewisse Rassenmerkmale gibt es natürlich auch bei den Menschen. Um jedoch einen Wertmasstab für Rassenqualitäten zu gewinnen, müsste man bestimmte Zwecke ins Auge fassen, z. B. sportliche oder militärische Zwecke. Da mögen dann die Vorzüge einer sogenannt nordischen Rasse oder die

Robotertugenden des ostasiatischen Typus ins Gewicht fallen. Wie will man aber menschliche Kulturwerte vom Rassenstandpunkt mit einander vergleichen? Ist etwa auf dem Gebiet der Literatur, Musik oder bildenden Kunst die deutsche Art mehr wert als die slawische? Gewiss gibt es beim künstlerischen Schaffen so etwas wie «Nationalcharakter», doch lassen sich internationale Einflüsse keineswegs ausschalten. Um ein Beispiel anzuführen: Der von den Tschechen heute als «nationalster» Komponist gefeierte Smetana wurde bei Lebzeiten als «verwagert» von vielen seiner Landsleute abgelehnt.

Zu derartigen geistigen Umweltseinflüssen kommt noch ein biologisches Moment: Die fortschreitende Rassenvermischung. Ferner ein soziologisches Moment: Die Unterschiede in der Lebensführung der Angehörigen gleicher Rasse werden durch die Klassenscheidung verstärkt. So zwar, dass sich ein französischer Industriearbeiter weniger von seinem Klassengenossen in Deutschland unterscheidet als von dem gleichrassigen Kapitalistentypus (diese Tatsache drängt sich uns auch bei Betrachtung der geradezu internationalen Arbeitertypen von Meunier auf).

Hingegen wirkt die äussere Anpassung der Menschen an ihre Umgebung angleichend auf Angehörige verschiedener Rassen, worauf bereits Virchow («Rassenbildung und Erblichkeit») hingewiesen hat: «Ich meine den physiognomischen Einfluss, der hauptsächlich durch die Muskeln, in erster Linie durch die mimischen Muskeln bewirkt wird. Die Verschiedenheit der deutschen, der englischen, der spanischen, der polnischen Juden beruht sicherlich nicht allein auf einer fortschreitenden körperlichen Vermischung, obwohl eine solche gewiss auch mitwirkt, sondern vielmehr auf der Nachahmung und Anpassung der Muskelstellung und Muskelbewegung an volkstümliche Vorbilder».

Der Wissenschaft wird es darum auch immer schwieriger, einzelne Menschenrassen gegen einander abzugrenzen. Will man sich nicht mit der Unterscheidung der Hauptrassen (weisse, schwarze, gelbe und rote Rasse) begnügen, dann muss man mehr oder weniger gekünstelte Einteilungen treffen. Einen guten Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis in der Rassenfrage bietet die kürzlich unter dem Titel «Der Mythos von Blut und Rasse» erschienene, allgemein verständlich geschriebene Broschüre von Prof. Dr. Hugo Iltis (80 Seiten, Verlag Rudolf Harand, Wien XIV., Storchengasse 24). Das Bildmaterial dieser Schrift umfasst 30 Abbildungen, welche — eindringlicher als es Worte vermögen — die unsinnige Behauptung der Höherwertigkeit «reiner» Rassen widerlegen. Man braucht nur den «Mischling» Coudenhove-Kalergi (der Vater war Deutscher, die Mutter Japanerin) dem General Ludendorff, Vertreter der nordisch-fälischen Rasse, gegenüberzustellen, um schon rein äusserlich zu erkennen, wo der höhere Kulturwert anzutreffen ist. Eine typische Repräsentantin der nach Ansicht der Rassisten minderwertigen ostischen Rasse war die deutsch-österreichische Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach. Zur dinarischen Rasse gehörte der schweizer Kunsthistoriker Jakob Burckhardt. Ein Rassenmischling war Ludwig van Beethoven, klein, untersetzt, brünett, breitnasig, vorwiegend alpin. (Die alpine Rasse entbehrt nach Ansicht des Rassenetheoretikers Günther jeder Genialität!)

Und erst die Juden. Ein charakteristisches Bild zeigt den deutsch-jüdischen Maler Max Liebermann (vorderasiatisch-orientalischer Mischtyp) vor seiner Staffelei, auf der das eben fertiggestellte Porträt Hindenburgs prangt. Die Illustration wirkt wie ein guter Witz: Die Soldaten-Visage des einstigen Staatspräsidenten neben den durchgeistigten Zügen des Malers.

Die jüdische Mischrasse ist durch verschiedenste Typen vertreten: bei Sigmund Freud überwiegt das armenische Element, bei dem kürzlich verstorbenen Sozialhygieniker Julius